

Die unheimliche Braut.

Humoreske von Hermann Roemer.

Traulich klapperte meine Papiermühle am rauschenden, erlenumraunten Bach, anmuthig breiteten sich die zaubergrünen Wiesen in dem von felsigen Höhen begrenzten Thale aus.

Nicht wahr, das fängt keineswegs wie eine Humoreske an? Aber der Humor kommt schon noch, das heißt er kam an jenem Abend schon in der Person eines alten Bekannten, des Försters Brunner, der beglücklich seine Pfeife schmauchend, gerade vorbeiging.

„Na, lieber Roemer, schon wieder so griechisch?“ redete er mich an. „Wissen's doch nicht so tragisch nehmen! Donnerlittchen, Mann, Sie sind doch jung und ein schneller, feistiger, adretter Kerl! Werden schon anderswo was finden!“

„Leicht gesagt, Herr Förster! Es ist das Erbteil meiner Väter.“

„Die Mühle kommt also wirklich unter den Hammer?“

„Kann's nicht verhindern. Wollte ich's abwenden, so müßte ich wenigstens fünfzigtausend Mark haben. Woher die nehmen und nicht sterben?“

„Um — hm. — Er qualmte eine volle Minute wie ein Fabriksschornstein. „Warum betrachten Sie nicht?“ fragte er dann plötzlich.

„Betrachten?“

„Ja ja — Frau mit Geld — hilft sich mancher damit.“

Ich lächelte spöttlich und erwiderte: „Die Frauen mit Geld sind nicht so häufig wie Ihre Bucherchen, lieber Förster, und auch nicht so verfehlen auf ruinirte Fabrikanten und Kaufleute. Wenn ich Ihren guten Rath auch wirklich befolgen wollte, wo sollte ich eine reiche Frau nehmen?“

„Er qualmte wieder geraume Zeit, bevor er mit seiner billigen Weisheit herausbrachte: „Sehen Sie doch ein reelles Heirathsgebot in die Zeitung. Frau mit Kapital, häuslich und gut erzogen und so weiter — geschieht ja so oft, und wer weiß, vielleicht heißt doch was an.“

Wir sprachen noch mancherlei, ehe Brunner weiterging, sein Vorschlag aber hatte in meinem verzweifeltsten Herzen Wurzel geschlagen. Ich hatte mich bisher wenig um das ewig Weisliche bekümmert, nur einmal als Einjähriger einen leichten ziemlich allmählich auszunehmenden Viebschandel geliebt. Mein Herz war frei, die Verlobung groß.

Schon zwei Tage später fandte ich das Inserat unter Beobachtung aller mäßlichen Vorsichtsmaßregeln an die Expedition einer der größten Zeitungen der Hauptstadt.

„Wird wohl niemand so dumm sein, darauf hereinzufallen!“ dachte ich bei mir.

Aber schon wenige Tage danach hielt ich fünf Offerten in den erwartungsvollen Händen. Drei davon konnte ich allerdings gleich zerkleinen, die vierte leute ich vorläufig zurück und wandte meine Aufmerksamkeit ernstlich der fünften zu.

„Sehr geehrter Herr! Auf Ihre höfentlich erbeten gemeintes Anerbieten bin ich nicht abgeneigt, mit Ihnen zu gedachtem Zwecke in Verbindung zu treten. Ich bin dreihundertzwanzig Jahre alt, völlig unabhängig, besitze zweihunderttausend Mark Vermögen und glaube auch sonst so übel nicht zu sein. Erbitten Antwort unter E. S., 100, an die Expedition.“

Das war kurz und erbaulich. Wahrscheinlich erbaulich! Zweihunderttausend Mark Vermögen, und erst dreihundertzwanzig Jahre alt!

War das menschenmöglich? Wenn es umgekehrt gewesen wäre — zweihunderttausend Jahre alt und dreihundertzwanzig Mark Vermögen, ja dann — aber so!

Es war Unfuss, konnte ja gar nicht sein! Ein junges Mädchen mit zweihunderttausend Mark braucht keine Heirathsgeheule zu beantworten. Sicherlich waren hier ein paar Schreibfehler untergelaufen.

Oder es erlaubte sich jemand einen Witz mit mir.

Letzteres war das wahrscheinlichste. Kein Zweifel — ein fauler Witz!

Aber die zweihunderttausend losenden und blendenden.

Wenn doch vielleicht! Um — wenn schon, denn schon! Ist's ein Witz, so läßt sich's eben nicht ändern, kostet ja nur einen Brief.

Hingelebt, geschrieben! Nicht abgeneigt — bitte um Photographie oder persönliche Zusammenkunft — strengste Diskretion Ehrensache und so weiter.

Die Antwort kam machend.

Freitag in der Abendstunde. Wenn die Glocke sieben schlägt, werd' ich bei der Weidenmühle, wo die Linde Beerer trägt.

Erne weiße Rose an der Brust, langsam wandeln, Ihrer Näh' begehrt.“

Dies Besuchen bestärkte mich zwar in meiner Ueberzeugung, daß man mir eine Falle stellen wollte, ich beschloß aber trotzdem, das Abenteuer zu bestehen. Der Ort der Zusammenkunft war nur eine Stunde entfernt, und die bezeichnete alte Linde kannte ich ganz genau. Der Weg hatte vor langen Jahren den mächtigen Stamm zerpflegt und einen gewaltigen Ast abgeschlagen. In dem so entstandenen Hohlraum hatte sich Erde angesammelt, und darauf grünte kreuzförmig ein Stachelbeerstrauch, der sogar Beeren trug. Die Schreiblerin kannte die Linde und das Weidenmühle aber auch — und das stimmte mich wieder etwas nachdenklich. Aber die zweihunderttausend schlugen alle Bedenken zu Boden.

Freitag Abend dreieißigsten stand ich bei der Stachelbeerlinde, aufmerksam die Alee rechts und links hinabschauend.

„Dreihundertzwanzig Jahre — zweihunderttausend Mark“, murmelte ich. „Wenn's kein Schabernad ist, wird's wohl ein Muster von Höflichkeit sein, einen Budel haben oder einen Klumpfuß — oder sie wird einäugig sein, oder — o weh, o weh!“

Niemand kam, und ich setzte mich auf die Bank unter der Linde, um den äußersten Termin wahrzunehmen.

Da vernahm ich plötzlich ein helles Lachen hinter mir, eine melodische Stimme sagte: „Guten Abend“, und ich erblickte, mich umwendend — nein, ich erblickte eigentlich nichts mehr, ich schwamm in einem Ozean von Wonne und Trunkenheit!

Vor mir stand ein reizendes junges Mädchen im weißen Sommergewand, blaue Augen, mit gelbem schimmernden Haar, schlank und hochgewachsen, mit einem Worte ein wahrer Engel in Menschen- oder besser in Mädchengestalt, denn mit Männern sind meines Wissens Engel bisher nicht verglichen worden.

Das sie es war, daran ließ die dunkle weiße Rose an der Brust keinen Zweifel.

Und verträumt war sie auch nicht, weder kuckelnd noch klumpfüßig noch einäugig!

Um so auffälliger war es. Denn wenn sie es aufrichtig meinte, wirklich aufrichtig, so — so mußte dann ein anderes Etwas im Staate Dienemark faul sein. Gemüth trann der gequälteste Schreibfehler in Kraft, zweihunderttausend — vielleicht nur eine Null oder gar zwei Nullen zu viel waren ihr aus der Feder gerutscht. Doch dann war sie eine Betrügerin — und so sah sie nicht aus. Sie blinzelte so lieb, so aufrichtig, so vornehm — sonderbar! Ein Mädchen wie sie hätte mit keinem Pfenning Vermögen sicher keines Heirathsgeheule bedurft. Die Sache mußte doch einen Haken haben!

Allerdings war jetzt keine Zeit, ihn zu suchen. Ich befand mich auch gar nicht in der Stimmung dazu. Ich war wie verzaubert von dem süßen Gespöck, mit dem ich bald in ein anziehendes Geplauder verfiel war.

Ich schilderte ihr offen meine Verhältnisse. Sie nickte nur lächelnd und sagte: „Wenn Sie mich lieben können, so ist Ihrem Unklug ja bald abzuhelfen. Ich bin reich und selbstständig — nur wünsche ich nicht, daß Sie mich allein um des Geldes willen heirathen.“

Ich betheuerte ihr, nachdem ich sie gesehen, hätte ich der Bedingung des Geldes ganz vergessen, sofern mich nicht meine Wahrheitsliebe zur Darstellung der Sachlage gezwungen hätte.

Das schien ihr zu gefallen, und — kurz und gut, wir wurden noch am selben Abend einig. Elsie Selzer gab mir einen Kuß und ihre Adresse, ich begleitete sie auf den Bahnhof und wartete dann wie ein Trunkener überfroh nach Hause.

Am nächsten Morgen fehlten meine Bedenken mit verdoppelter Wucht zurück.

Ein so herrliches Mädchen, so reich — denn die Besätigung hatte ich ja nun aus ihrem eigenen Munde — und sie antwortet auf Heirathsgeheule, wirkt sich dem ersten besten an den Hals!

„Wenn ich auch nicht der erste beste bin“, sagte ich zu mir, „so doch immer ein armer Teufel in kritischer Lage. Die Sache muß einen Haken haben!“

Aber was für einen? Das liebliche Gesicht ward mir unheimlich. Höflich war sie nicht, alt nicht, dumm nicht, sie besaß kein Gebrechen, war vielmehr die Anmuth und Klugheit selber, und auch auhergeria offenbar — da mußte der Hake also wo anders im Pfeffer liegen.

So sehr sie es mir angethan, gedachte ich doch nicht ganz blind ins Unglück zu rennen. Ich fuhr nach der Hauptstadt und zog Erlundigungen ein.

Ein Kunde von mir kannte sie genau. Er ahnte übrigens den Zweck meiner Nachforschung nicht.

„Wohl ein überspanntes Ding?“ fragte ich. „Aufgeblasen, eitel, gefallüchlich.“

„Ganz und gar nicht. Ein reizendes, durchaus verständigiges Mädchen!“

„Aber wohl mit etwas — nun mit Vergangenseit?“

„Ach bitte Sie — hochgeachtete Familie vom besten Kufe!“

Die Braut ward mir immer unheimlicher. „Woher viel Freier gehabt? Defert's verlobt gemeldet?“

„An Bewunderern und Bewerber kann es einem solchen Mädchen ja nicht fehlen, aber verlobt war sie noch nicht. Sie scheint wäherlich zu sein.“

„Vielleicht unglückliche Liebe gehabt? Rache schwur gethan, den ersten besten zu heirathen?“

„Wie kommen Sie nur auf so schurkige Ideen? Ihre beste Freundin verlor bei uns, daher sind wir ganz genau unterrichtet. Keine Ahnung von so etwas!“

Immer unheimlicher wurde mir zumuthe. Ich stellte weitere Nachforschungen an. Umsonst! Es war kein Verbrechen in ihrer Familie vorgekommen, kein besonderes Ereigniß, nichts Geheimnißvolles.

Ich liebte sie immer toller, je länger ich über Verlebe dauerte, aber das Gefühl ihrer Unheimlichkeit ward immer größer in mir.

Zuletzt forschte ich sogar ihren Hausarzt aus. Ich sagte ihm die Wahrheit und verpöchte mich seiner Verschwiegenheit. „Sind in der Familie etwa gefährliche Krankheiten vorgekommen?“

„Niemals, Eltern, Großeltern ferngeblieben.“

„Und Fräulein Elise ist nicht etwa belastet mit Wahnsinn oder dergleichen?“

„Mit nichts als einem gewichtigen Gebirg“, scherzte der Doktor.

Ich lachte und ging, aber meine Braut war mir von Stund an unheimlicher als je.

So war ich endlich allmählich — und doch auch unendlich unglücklich! Der Haken störte mich immer mehr.

Ich fragte sie schließlich selber, wie sie auf die Idee gekommen sei, mein Gesicht zu beantworten, da sie doch Männer in Hülle und Fülle hätte haben können, aber sie lachte nur, sagte: „Das erfährt du erst nach der Hochzeit“, und schloß mir mit einem Kuß den Mund.

Zwei Monate später fanden wir vor dem Altar. So reich, so wunderbar schön, so gut und edel — und durch ein Heirathsgeheule meine Frau!

„Der Haken, der — sündliche Haken!“ dachte ich. „Vielleicht ist er so groß, daß du dich gleich daran aufhängen kannst!“

Als wir uns allein befanden, war meine erste Frage an sie: „Nun, Elise, nun stille endlich meine Neugier. Warum hast du gerade mein Gesicht beantwortet? Oder war es nicht das einzige?“

Sie lachte erröthend und erwiderte, ihren Kopf an meiner Brust hegend: „Natürlich war es das einzige, du thörichte Mann! Und mit voller Absicht gerade wählte ich Deines aus, eben weil es — das deine war!“

„Aber du kanntest mich ja gar nicht?“

„Meinst du? War ich nicht während des vorigen Sommers zwei Monate bei Förster Brunner in der Sommerfrische? Da hab' ich dich oft gesehen und beobachtet. Du warst so fleißig und doch so forschend, und ich so schöner Mann! Walter — ich liebte dich schon damals und konnte dich nicht wieder vergessen. Aber ich konnte mich dir doch nicht antragen, wußte ja auch gar nicht, ob du nicht längst geheiratet bist. Da kam vor einigen Monaten der Förster mit seiner Frau auf Besuch in die Stadt. Die Rede kam auch auf dich. Da erzählte er von deiner Drangsal und daß er dir ein Heirathsgeheule angebracht hätte. „Und denken Sie, Fräulein“, rief er und lachte gerade heraus, „heute Abend steht's wirklich in der Zeitung! Lesen Sie nur — es kann niemand anders sein als er!“

„Ach las, und die ganze Nacht schlief ich kein Auge. Und am anderen Tag schrieb ich. Hütet du mir deshalb?“

Ich gab meinem Horne mit einem Dugend Küßchen gebührenden Ausdruck.

Von dem Augenblicke an war mir meine Liebe, süße Elise nicht mehr unheimlich.

„Tempi passati.“



Sie: „Früher warst du für mich Feuer und Flamme!“ Er: „Ja, da hat deine Schönheit auch noch gezündelt!“

Im Zerthum.

Frau: „Marie hat gelündigt.“ Mann: „Warum denn?“ „Sie beklagt sich, Du hättest sie gestern durch's Telephon barsch angeschrien.“

„O weh! Und ich dachte, das wäre's Du gewesen.“

Neumanns Glück und Ende.

Eine Tagikomödie von Albert Boree.

„E guder Gerl, wech Gott!“ sagten die paar Leidtragenden, als sie ihren Landsmann hinausgebracht hatten und die Todtenräher die nasse Erde in die Grube schaufelten, „un hat doch ooch for jed's arme Luber en Reizroschen ibrig aehabt, ne, und naderlich, wenn eens dum Theater gam, nu, da war er ja glei aus'n Heischen, den had er doch überhaut glei zum Wid-dagassen eineladen. Hätte ichon noch e Weilschen lab'n gennen, aber was so werlich qude Leide sein, die mischeaal frieh fort, aber irgend so e richtiger ausgemachter Galgenvogel, der werd so alt wie Medusalem. Nem, 's is doch ooch wahr!“

Da das Wetter wieder einsetzte, drückten die alten Burtschen ihre widerhaarigen Angströhren tiefer in die Stirn, hielten die Bratenrüde mit den trocknen Fingern krampfhaft an und staketen mit laugen Schritten heim. Auf die fadenscheinigen Schirme trommelte der Regen.

Anton Neumann schüttelte sich, gleich seinem Vater, ehrlich durch's Leben. In seinen Ruhestunden sang er zweiten Paß im Gesangsverein „Apollo 111“. Nachdem er dergestalt in den Mäusen in nähere Beziehungen getreten war, regte sich in ihm der Drang nach Höherem, und da er einige Fürsprecher besch, aludte es ihm, als Mitglied des königlichen Schauspielers beim Hoftheater angestellt zu werden. Damit war sein Sehnen erfüllt; er dümmte sich der Knopf auf Fortunat's Mühe, ohne deshalb den Sohlen ihrer Schuhe untreu zu werden; er stützte und rieferte im Nebenamt fleißig weiter.

Abends aber, wenn die Dämmerung ihre Schleier spann, räumte er alles sorgsam beiseite, that die Hornbrille ab, warf mit stolzem Schwung den Havelock um, bürrtete den Kalabreser, den er für das notwendigste Requisit wahren Künstlerthums hielt, und schritt dem Schauspielhause zu. Frau und Kinder blickten ihm in zärtlicher Ehrfurcht nach.

Die Nachbarn in der schmalen Gasse grüßten ihn voller Hochachtung, und Neumann nahm ihre Huldigungen wohlwollend entgegen, ohne zu verheimslichen, daß zwischen ihm und ihnen denn doch ein kleiner Unterschied sei. Nicht umsonst wimmelte er auf der Bühne meist in der Umgebung itzend eines Nachhabers herum, begleitete heute den Tyrannen Gelehr, half morgen die Feinde König Heinrichs in die Pfanne hauen und mischte übermorgen seinen ungeliebten Paß in den Begeisterungsruß: „Es lebe der König Karl der Siebente!“

Die Wahrheit zu sagen, brachte Neumann für die Darstellung fürstlicher Granden und Begleiter oder grimmiger Krieger nicht allzuviel mit. Er war um Haupteslänge zu klein geraten. Zudem schienen seine kurzen Beine immer unter ihm wegzulaufen. Desto größer war der Kopf, der wie ein ungeheurer Kürbis zwischen den Schultern saß, getränkt von einem Wald mousgrauer Haare. Zur schönen Sommerzeit machte sich der lange Gehilfe des Hoftheater — Verüdemachers drüber her und schor das Dicht mit der Millimetermaschine. Vierzehn Tage lang lief Neumann wie ein Esträffling herum, der Kalabreser rutschte ihm über die Nase, dann aber begann es mächtig zu spröffen, und zu der neuen Spielzeit Beginn war bereits wieder eine stattliche Schöpfung zur Stelle, die sich bis Weibnachten zum gewohnten Urwald ausdehnte. Aus dem alten, wetterfesten Antlitz ragte eine gewaltige Nase weit in die Welt hinein. Zwei Zahnbürsteln von Brauen lagen wie schützende Sims über den erstarrten Augen, auch aus den Ohren wuchsen allerhand Strauchwerk, und jeden zweiten Tag, der nicht Rasttag war, keimten starre Stoppeln um den wulstigen Mund, für welche die mächtigen Baden unendlich viel Platz boten.

Entgegen seinem Rindergemüth sah unser Freund wie ein rechter Raubritter aus, und es bedurfte vieler Schminke, um aus diesem vierstörigen Gesicht ein halbwegs liebenswürdiges Antlitz zu gestalten, wie es königlichen Begleitern und getreuen Mannen so wohl ansteht. Das Bemerkenswerthe aber waren die Hände. Sie sahen aus wie Waschküchler. Wenn er sie zu Fäusten ballte, schien er in jeder Hand eine Reistafel zu tragen; hob er sie aber huldigend in ihrer ganzen Größe empor, dann entzog er einen guten Theil der Bühne dem Anblich des Publikums. Bei seiner Hochzeit hatte er sich nach Handschuhen umgesehen, er mußte aber schließlich barhäuptig sich topuliren lassen, nachdem er maßloses Staunen in allen Handschuhgeschäften wogezerrufen hatte. Das waren überhaupt keine Hände, das waren Pranken, wie sie der starke Hans sein eigen genannt haben mochte.

Trotz alledem genoh Neumann die Günst der Regieure in hohem Grade. Er statirte für drei, er wimmelte auf der Bühne für sechs.

Die Handlung der Stücke nie aus den Augen verlierend, nahm er einen

geradezu rührenden Antheil an dem Szenengang, ließ den Herrscher, dem er gerade diente und huldigte, nicht aus den Augen und begleitete jedes seiner Worte oder Thaten mit freudigen Blicken und einem wohlgefälligen Grunzen aus der Tiefe der Magenhöhle.

Man konnte sich auf ihn verlassen: auf's genaue Stichwort kam das vorgeschriebene Murmeln oder der begeisterte Jubelruf ebenso pünktlich wie die Gebärde des Entsetzens und das staunende Augenaufreißen.

Deßhalb wurde er bei großen Volksfesten, zu denen man die bewaffnete Macht als Statisten heranzog, mitten unter die Soldaten gesteckt. Da verdierfachte er sich. Wie ein Wiesel lief er zwischen den langen Grenadiere herum, sie anfeuernd, sie begeisternd zu den Schlachten, in denen ja besonders Shakespear ein Entledliches leistet, Schild und Schwert aneinander-raffelnd und in allen Tonlagen wilde Kriegsrufe ausstosend, bis schließlich die Söldnerschaaren seinem Beispiel folgten und aufeinander losschlugen, daß es eine Art hatte.

Und da geschah eines Tages das Ungeheuerliche: Neumann wurde mit einer Dolorolle betraut! Der Traum seines Lebens ging in Erfüllung; er durfte am Hoftheater aus dem allgemeinen Gemurmel und Kriegsgeräusch auftauchen in die höheren Regionen der Kunst.

Viel war's ja nicht, was er sagen sollte, aber gerade in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Der königliche Theaterdiener übergab ihm feierlich ein blaues Heftchen, das den Vermerk trug: „Wilhelm Tell. Ein alter Mann: Herr Neumann.“ Da hand: 1. Akt. Dritte Scene. Oeffentlicher Plag bei Astorf.

Frohndvogel: Was murren ihr? Das ist ein schlechtes Volt. Zu nichts anstellig, als das Vieh zu melken. Und faul herumszufahren auf den Bergen.

Das war das Stichwort, nun kam seine Rolle: Alter Mann (ruht aus): Ich kann nicht mehr! — Es war ein großer Tag, als Neumann heim kam und die Rolle auf den Tisch des Hauses niederlegte.

Seiner Emma kamen fast die Thränen, und die Kinderchen standen mit großen Augen da und blickten ehrfurchtsvoll auf den Vater. Nach dem Essen hockten sie sich im Winkel zusammen und besprachen das Ereigniß. Vater sollte was auffagen im Hoftheater, ganz allein, wie die großen Schauspieler, von denen sie in der Zeitung lesen. Gott, wenn sie ihn da sehen könnten! Er würde gewiß sehr schön ausschauen, vielleicht angethan mit einem roten Mantel und Gold, ein großes Schwert in der Hand. Vater war doch ein bedeutender Mann, und wie gut war das, daß er gerade ihr Vater war.

Neumann aber machte sich ans Studium. Zunächst ging er im Bratenrod am Doktor im ersten Stand und hat unterthänig um den T-Band des Konversationslexikons. Dann las er seiner Emma vor, wer Tell eigentlich war. Bei einer zweiten Visite tauschte er das Lexikon gegen den Schiller um und besklamirte den ganzen Tell herunter, die Kinder in den Glauben verlegend, daß er das Alles im Theater auftragen sollte. Und zum Schluß nahm er sich seine Rolle vor und studierte, was darin stand: „Ich kann nicht mehr!“ auf tausend Weisen. Im Tone des Antiquanten, des Helden und des alten Komödienvaters, jede einzelne Nuance gefärbt mit seinem bewundernswürdigen Dialekt aus Großhain: „Ach kann nicht mehr!“ Seine Emma hielt er als Frohndvogel, die Kinder als Maurerzesseln in die Stube und verarbeitete die Sache dramatisch, fiel auf den Schürstachel, der eine alte Schiebortore darstellte, ließ sich das Stichwort bringen und stöhnte: „Ich kann nicht mehr!“

Heißer Bewunderung voll haunten ihn die Kinder an. Was gab es bloß alles auf der Welt! Im Hof spielten sie nur noch Tell. Die sechsjährige Luise wankte auf das Hintertreppchen zu, ließ sich ächzend darauf nieder und piepste: „Ach kann nicht mehr!“

Aus der kleinen Stube, die als Werkstatt eingerichtet war, stieg ein blühender Traum empor voll Glorie und Zukunftsglück. Auf diese Rolle würden andere folgen. Ganz sachte, Stufe um Stufe, würde er emporsteigen, die Leiter hinauf zum Ruhme, würde einer von denen werden, die er bisher in stummer Ehrerbietung anstarrte. Und deshalb war es von größter Wichtigkeit, daß er immer aufs Neue diese Rolle burchnahm, um es in höchster Vollendung herauszubringen, sein: „Ach kann nicht mehr!“

Aber des Menschen Wünsche sind ja nicht dazu da, um erfüllt zu werden. Zu einer entsetzlichen Stunde brachten sie ihn getrauen. Ein Auto hatte ihn niedergeworfen, war ihm über den Leib gegangen, da er, ganz von seiner Rolle erfüllt, in tiefem Sinnen den Strahndamm überhritt. Der Arzt kam mit: es war nichts zu retten. Mit gläsernen Augen starrte er auf Frau

und Kinder — wollte sprechen, da quoll ein Blutstrom aus seinem Munde. Dann lag er still ein paar Sekunden, schlug noch einmal die Wille auf und hauchte, kaum hörbar: „Ich — kann — nicht — mehr!“ Damit verschied er.

Beim Antheilstranz hebt die Mutter ein blaues Heftchen auf als Heiligthum: „Wilhelm Tell. Ein alter Mann: Herr Neumann.“

Adlerflug.

Von Adlern die den Tod von Königen verkünden, erzählt der italienische Hauptmann Basletta im „Hieramosca“: Am 1. August 1900 — so liest man dort — war die Nachricht von dem fürchtbaren Verbrechen, das in Monza begangen worden war, selbst bis in die fernsten Alpenhöfen gedrungen. Eine Abtheilung italienischer Alpenjäger, die sich auf dem Pian Paladino befand, sah gegen Mittag am blauen Himmel einen großen Adler fliegen, der seine Kreise immer niedriger zog, bis er nur wenige Meter vom Laar entfernt war. Die Soldaten wollten auf ihn schießen; in dem Augenblicke aber, in dem sie anlegten und zielten, erschien eine alte Frau, die feierlich, wie ein Bergegeist, aufrief: „Schießet nicht; es ist der Aar, der unseren todtten Königen den Weg nach Savonen zeigt, damit sie sich zu ihren Vätern verarmen können!“ Der Adler wurde nicht getödtet; er erhob sich majestätisch wieder in die Lüfte und flog in der That gen Frankreich hin. Mein Offizier und kein Soldat lachte, als die alte Frau dann erzählte, daß der Adler, der „Aquila“, wie sie ihn in jener Alpengegend nennen, dort nur beim Tode der Herren aus dem Hause Savonen erscheint. So habe sie ihn auch gesehen, als aus Portugal die Nachricht kam, daß Karl Albert dort seinen Geist ausgehaucht habe; der Adler wurde einen müdenflug gehabt, als wenn er verwundet gewesen wäre, und habe getrachtet, als wenn er klagen wollte; der hochherzige König sei ja auch im fremden Lande gestorben, und der Adler sei vielleicht von der langen Reise müde gewesen. Beim Tode König Viktor Emanuels sei der Adler wie ein Pfeil und mit hartem Flügel-schlag durch die Luft gezogen; er habe gemerkt, daß er dem Geiste eines jagd-liebenden Königs voranzöge; eines Königs, der nie seine Zeit verloren habe. Jetzt (beim Tode König Humberts) war der Adler zur Sonne emporgestiegen, und sein Flug gewährte einen prächtigen Anblick; wußte er doch, daß er den Geist eines Märtyrers, der schon im Himmel erwartet wurde, begleite. So deutete die alte Frau den Adlerflug und sie zog sich dann erst in ihre Hütte zurück, als der majestätische Aar am fernen Horizont verschwunden war.

Eine unangenehme Ueberraschung wurde einer großen Anzahl Radfahrer zuthheil, die in einem kleinen Dorfe im Mannsfeldischen einem Volksfeste beiwohnten. Das Fest hatte so viele Fremde und insbesondere Radfahrer herbeigelockt, daß ein Wirth eine besondere Aufbeobachtungsstelle für Radfahrer einrichtete. Das Unglück wollte es nun, daß eine alte Garderobenfrau den Auftrag erhielt, die Radfahrer anzunehmen und auf sie aufzupassen. Mit Kontrollnummern und Nadeln versehen nahm sie die Räder in Empfang. Nun hieß es für sie, wo die Nummer ansteden? Nach einigem Ueberlegen kam ihr ein Gedanke, den sie auch sogleich verwirklichte. Der Gummi der Radmäntel mußte ja geradezu zur Befestigung der Nummern herangezogen! Wohl mochte sie ein eigenthümliches Fißchen etwas stugig machen, doch vielleicht mußte das so sein. Als die Radfahrer spät Abends ihre Fahrräder in Empfang nehmen wollten und die alte Frau sie treuherzig zu den Rädern führte, waren alle im ersten Augenblick starr vor Schred, um dann gegen die arme Frau die heftigsten Verwünschungen auszustosfen. Schließlich legte sich die Wuth, und man ging schweren Herzens daran, die Räder wieder zu sfilien, um dann um eine Erfahrung reicher nach Hause zurückzutehren.

Hund und Kette.

„Darum nur unser Hund den Stupidus so fürchtbar anbellt.“ „Um, sehr einfach, der führt ja gerade seinen „Kater“ spazieren.“

Aus der Schule.

Lehrer: „Woher kommt es, daß die Polarnacht viele Wochen dauert?“ Schüler: „Weil so lang net Tag wird!“

